

Was die Nacht verbarg.

Roman von E. P. Oppenheim.

(9. Fortsetzung.)

Der Rechtsanwalt verlag seine dünnen Lippen zu einem Lächeln. „Herr Otto Martens war nicht mein Mandant, Herr Hoffelder“, sagte er gelassen. „Ihre Bezeichnung trifft durchaus nicht zu.“

Heinz juckte ungeduldig mit den Achseln. „Jedenfalls standen Sie mit ihm in geschäftlicher Verbindung“, sagte er.

Der Rechtsanwalt nickte. „In der That — ich hatte ein Geschäft mit ihm, das mir sicherlich zum Abschluß gebracht hätte, wäre Herr Otto Martens nur wenige Stunden länger am Leben geblieben.“

„Sie werden nach unserer letzten Unterredung unseren Besuch natürlich finden.“

Wieder juckte ein satirisches Lächeln um den Mund des Rechtsanwalts. Aber mit einer höflichen Handbewegung deutete er auf zwei Stühle. „Bitte, wenn die Herren gefälligst Platz nehmen wollen!“, sagte er. „Darf ich wissen, womit ich Ihnen dienen kann?“

Nur Heinz setzte sich. Paul Martens, der voller Ungeduld darauf gewartet zu haben schien, bis er zum Wort kommen würde, plagte auf die Frage des Rechtsanwalts sofort heraus: „Ich wünsche zu wissen, Herr Rechtsanwalt, wo das Geld meines Bruders geblieben ist. Er hatte ein großes Einkommen. Aus seinen Aufzeichnungen wissen wir es, und seine Lebensführung bestätigt es. Jedes Vierteljahr bekam er sechshundert Mark — das sind vierundzwanzigtausend im Jahr, Herr Rechtsanwalt.“

Berger sah ihn an, das linke Auge halb zugekniffen. Auf seinem kalten, ausdruckslosen Gesicht spielte sich nichts von der Erregung, die bei Paul Martens deutlich genug zu Tage trat. „Vierundzwanzigtausend!“, wiederholte er nachdenklich. „Das ist in der That sehr viel — mehr jedenfalls, als ich geglaubt habe. Wirklich, ich hätte keine Ahnung, daß es so viel sein könnte.“

„Ich bin sein Erbe“, erklärte Paul Martens. „Der einzige Hinterbliebene — Herr Hoffelder kann Ihnen das bestätigen. Ich habe mich auszuweisen.“

Der Rechtsanwalt betrachtete ihn noch immer nachdenklich. „Haben Sie eine Ahnung, Herr Martens“, fragte er, „woher Ihr Bruder ein so großes Einkommen hatte?“

„Aber das wollen wir doch von Ihnen wissen!“, rief Martens erregt. „Deswegen sind wir doch hier — Sie müssen uns etwas darüber sagen können!“

Berger zog die Augenbrauen hoch. „Ich“ meinte er verwundert. „Woher soll ich das wissen? Ich bin nicht der Vertraute Ihres Bruders gewesen. Wir hatten ein Geschäft miteinander, das nicht zum Abschluß gebracht werden konnte — das ist alles. Ich weiß sehr wenig von seinen Angelegenheiten. Ich bedaure, Ihnen da wirklich von sehr geringem Nutzen sein zu können.“

„Sie müssen etwas über die Angelegenheiten meines Bruders wissen, Herr Rechtsanwalt“, beharrte Martens. „Sie müssen uns sagen, was Sie wissen.“

„Ihr Bruder“, sagte der Rechtsanwalt ruhig, „befand sich im Besitz von Papieren, die meinem Mandanten vielleicht noch mehr werth waren.“

„Und wo sind sie jetzt? Wo sind diese Papiere?“

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß mein Klient Ihnen wahrscheinlich das gleiche Angebot machen würde, wenn Sie die Papiere besäßen.“

„Papiere — Papiere!“ schrie Martens und wand sich förmlich vor Aufregung. „Was sind das für geheimnißvolle Papiere? Aktien — oder was sonst?“

„Darüber kann ich Ihnen zu meinem Bedauern keine Auskunft geben — aus dem einfachen Grunde, weil ich selbst nicht darüber unterrichtet bin“, erwiderte der Rechtsanwalt zurückhaltend. „Ich hatte den Auftrag, mir gewisse Schriftstücke von Ihrem Herrn Bruder vorlegen zu lassen, meinen Klienten von ihrer Beschaffenheit in Kenntniß zu setzen und sie dann für die angegebene Summe zu erwerben. Ich weiß nur, daß Ihr Herr Bruder ärgerte, sie mir für den erwöhnten Kaufpreis auszuhandeln — vorgeblich, weil sie ihm eine Rente einbrächten, die weit größer wäre, als die Zinsen des von mir angebotenen Kapitals.“

„Aber wie soll ich diese Papiere finden, wenn ich nicht einmal weiß, welcher Natur sie waren?“

Berger juckte die Achseln. „Gewiß, es hat seine Schwierigkeiten“, gab er zu. „Aber ich vermag Ihnen leider nicht zu helfen.“

„Sie können es“, schrie Martens erregt. „Ihr Mandant wird Ihnen sicherlich mittheilen, um was für Papiere es sich handelt.“

Der Rechtsanwalt wiegte den Kopf. „Ich glaube kaum“, erwiderte er. „Ich bin sogar so gut wie sicher, daß mein Klient die Auskunft verweigern würde. Diese Papiere sind sehr distinkter Natur. Ihr Herr Bruder wußte augenscheinlich sehr geschickt Gebrauch von ihnen zu machen — freilich, es kostete ihm das Leben, seine Gefahren hat aber jedes Geschäft.“

Martens taumelte zurück, als hätte er einen Schlag bekommen. Heinz aber, der sich bis dahin schweigend verhalten und lediglich auf die Rolle des Zuhörers beschränkt hatte, sprang jetzt heftig auf.

„Sie glauben also, daß Martens dieser Papiere wegen ermordet worden ist?“ fragte er athemlos.

Der Rechtsanwalt schenkte gleichsam noch mehr in sich zurückzuziehen. „Ich glaube nichts“, sagte er abweisend. „Ich ziehe nur meine Schlüsse, wie jeder andere seine Schlüsse ziehen würde. Ich kann offen mit Ihnen reden. Sie sehen, Otto Martens hatte ein Jahreseinkommen von vierundzwanzigtausend Mark. Ich vermute nicht nur, daß er es dem Besitz der Papiere verdankte, sondern ich weiß es sogar; denn als ich ihm mein Angebot machte, erklärte er mir, daß er augenscheinlich weit mehr Kapital aus den Papieren schöpfte. Nun sehen Sie, das Geld wurde ihm also von jemand gezahlt, für den die Papiere ebenfalls großen Werth hatten, und der meinem Mandanten entgegen war. Einen wie großen Werth die Papiere für diesen anderen hatten, erkennen Sie ja schon aus den enormen Summen, die er ihrem Besitzer zahlte, nur damit Martens sie nicht an uns verkaufte. Nun wollte Martens das aber doch vielleicht thun, die Gegenpartei hat möglicherweise Kenntniß davon bekommen und — in der Nacht, in der er erduglückt mit mir abschließen will, wird Otto Martens ermordet.“

„Der Sinn Ihrer Worte ist, daß nach Ihrer Meinung diese mysteriöse Gegenpartei die Schuld an dem Verbrechen tragen soll?“

Der Rechtsanwalt zog die Schultern hoch. „Es scheint nicht unmöglich“, gab er zu.

„Und daß diese Gegenpartei bei dieser Gelegenheit die Papiere gestohlen hat?“

„Auch das scheint nicht unmöglich. Aber die Wahrheit ist, Herr Hoffelder, daß ich es nicht glaube. Ich meine nämlich, es ist bei dem Verlust geblieben — in Wirklichkeit sind die Papiere in die Hände irgend eines anderen findigen Kopfes übergegangen.“

Die Atern an Hoffelders Schläfen schwellen hoch an. Dicht trat er an den Rechtsanwalt heran. „Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Berger“, sagte er, „Sie belieben sich in eine Wolke von Rätselfeln zu hüllen — hüten Sie sich, daß diese Wolke Ihnen nicht selbst am Ende den Blick benimmt und Sie unversehens in einen Abgrund stürzen läßt. Sie scheinen ganz zu vergessen, daß wir im zwanzigsten Jahrhundert leben, und daß die Polizei heute mit anderen Mitteln arbeiten kann wie früher. Es wird ihr ohne Zweifel gelingen, den

Zusammenhang der räthselhaften Geschichte mit den Papieren aufzudecken, und ich fürchte sehr, daß Sie dann in eine sehr unangenehme Lage gerathen könnten.“

„Jawohl“, fuhr Martens rasch dazwischen. „Sie müssen sprechen, jetzt schon! Man wird Sie zwingen, zu sagen, was das für Papiere gewesen sind!“

Der Rechtsanwalt sah gelassen von einem zum anderen, wandte sich aber mit seiner Erwidrerung wieder an Heinz. „Ich sagte Ihnen damals schon, daß ich auf der Polizei gewesen bin“, sagte er kalt. „Meinen Sie wirklich, daß ich mich ohne Noth einer Gefahr aussetzen werde? Ich habe vor Gericht mitgeteilt, was ich von den Papieren weiß — das ist um nichts mehr und um nichts weniger, als was ich Ihnen gesagt habe. Ich kenne den Namen der Gegenpartei nicht und nicht den Charakter der Papiere; ich weiß nur, daß ich im Auftrage eines Mandanten, den ich meiner Verschwiegenheitspflicht als Rechtsanwalt wegen nicht nennen darf, von Herrn Otto Martens gewisse Dokumente kaufen sollte, die mir vorher vorzulegen waren. Ein einfaches Geschäft, das nichts Strafwürdiges enthält — wie Sie wohl selbst einsehen werden. Alles übrige waren lediglich Vermuthungen von mir, die für die Angelegenheit nicht mehr Bedeutung haben, als die Vermuthungen jedes anderen Menschen.“

Martens fuchelte ihm erregt mit den Händen vor dem Gesicht herum. „Aber bezweifeln Sie denn nicht, daß Sie reden müssen!“ schrie er. „Was geht mich die Polizei an — die soll sehen, wie sie sich hilft! Ich will nur die Papiere und will das Geld. Ich bin ein armer Teufel, sehen Sie — ich will leben, wie mein Bruder gelebt hat, und da ich sein Erbe bin, gehören die Papiere mir. Ich will sie Ihnen verkaufen, sagen Sie mir also, wo ich sie suchen kann.“

„Ich habe Ihnen gesagt, was ich zu sagen hatte: daß mein Mandant noch immer Käufer für die Papiere ist, und daß dieselben vermuthlich noch immer zu finden sind. Außerdem vermag ich Ihnen nur noch den Rath zu geben, Herrn Hoffelder um seinen Beistand zu bitten — ich zweifle nicht, daß Ihnen derselbe zum Erfolg verhelfen wird.“

„Warum denn gerade mein Beistand?“ fragte Heinz scharf und sah den Rechtsanwalt drohend an.

Der aber juckte nicht mit der Wimper. „Ich halte Sie für einen klugen Kopf, Herr Hoffelder — und zudem sind Sie tiefer in die Angelegenheit eingeweiht als irgend ein anderer“, sagte er. „Ich würde Herrn Martens glüchlich preisen, sollte es ihm gelingen, Sie zu seinem Beistand zu gewinnen.“

Heinz wandte sich mit einem Achselzucken ab. „Es ist nicht meine Angelegenheit“, sagte er kalt, „und ich habe keine Lust, mich in derartige, anscheinend recht schmutzige Geschichten einzulassen.“

„Sie sollten es nicht so nennen“, widersprach der Rechtsanwalt. „Wäre Herr Martens erfolgreich, würde er sicherlich auch der Gerechtigkeit eine Genugthuung bereiten.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß Herr Martens vermuthlich auch von der Entdeckung des Mörders nicht mehr weit sein wird, wenn er den Besitzer der Papiere ermittelt hat, wenn er die Papiere und die Gegenpartei kennt.“

Da sagte Heinz Martens am Arm. „Ich habe keine Lust, mich hier noch länger aufzuhalten“, sagte er ruhig. „Ich würde auch nicht, inwiefern es Ihnen von Nutzen sein könnte.“

Martens ließ sich denn auch von ihm fortziehen. Aber er sah noch einmal nach dem Rechtsanwalt um und zifferte, indem er die Häufte ballte: „Ich werde Sie schon zum Reden bringen, wenn ich diese Papiere nicht finde — verlassen Sie sich darauf!“

Der Rechtsanwalt juckte nur die Achseln, während er die dürftige Gestalt des Herrn Paul Martens mit einem spöttischen Blicke maß.

Fünftes Kapitel.

Eine gute Weile gingen Hoffelder und Martens schweigend nebeneinander her. Martens horchte wie in angelegentlichem Nachdenken vor sich hin, die Stirn in unruhige Falten gezogen, die dünnen Lippen zusammengekniffen. Heinz streifte ihn mit einem Seitenblicke, und er empfand die Möglichkeit, in der Gesellschaft dieses Menschen gesehen zu werden, wie eine Beleidigung.

„Ich habe Ihnen den Gefallen gethan und habe Sie zu dem Rechtsanwalt begleitet“, brach er das Schweigen, in der Absicht, ihn auf gute Art loszuwerden. „Ob es Ihnen viel genügt hat —“

Martens wandte ihm sein Gesicht zu und sagte heftig: „Es hat gar nichts genügt, Herr Hoffelder. Dieser Rechtsanwalt ist wie alle anderen. Ich komme mir hier wie verrathen und verkauft vor, sehen Sie. Ich komme den Leuten offen und vertrauensvoll entgegen — und ich stoße überall auf Zurückhaltung, auf geheimnißvolles Schweigen, auf Feindseligkeit. Aber man soll sich vor mir in acht nehmen. Ich bin ein harmloser Mensch, sehen Sie, aber wenn man mir so kommt, kann ich auch gefährlich werden — ganz rücksichtslos, wissen Sie. Ich will niemandem Schaden thun, aber ich will leben. Ich will Ihnen keinen Vorwurf

machen, Herr Hoffelder, aber Sie haben damit angefangen.“

„Womit, Herr Martens?“ sagte Hoffelder kühl.

„Mit dem Geheimnißvolken, sehen Sie. Ich bin zu Ihnen gekommen, habe Ihnen meine Lage offen dargelegt und Sie um Ihren Beistand gebeten. Sie haben mir Ihren Beistand zugezogen. Aber Sie waren der erste, der mir von Papieren gesprochen hat, die mein Bruder möglicherweise besessen haben sollte, und die ihm sein Einkommen verschafften. Ich habe das nicht so recht begriffen damals. Wie konnten Sie das wissen?“

„Ich bezweifle nicht, wie Sie dazu kommen, mir derartige Vorhaltungen zu machen“, sagte Heinz schroff. „Ich bedaure lebhaft, mich überhaupt auf ein gemeinsames Handeln mit Ihnen eingelassen zu haben.“

Der Kleine wurde bleich vor Wuth. „Ja, sehen Sie, auch Sie schlagen sofort einen feindseligen Ton gegen mich an, wenn ich etwas aus Ihnen herausbringen will!“ sagte er. „Sie müssen doch begreifen, daß ich frugig werde. Sie wußten etwas von diesen Papieren, aber Sie sagen mir nicht, wie es damit zusammenhängt, woher Sie die Kenntniß davon haben. Und dann kommt dieser Doktor Dombrowski zu mir, macht mir ebenfalls geheimnißvolle Andeutungen, verweigert jede Antwort auf meine Fragen, wie er dazu kommt, und schickt mich nur zu dieser Gräfin Waldendorff. Nun, ich gebe zu, und Sie behandeln mich ebenfalls feindselig und benimmt sich — ja, ich muß sagen, ich habe an ihr manches auffällig gefunden. Sehen Sie, von allen Seiten bin ich auf Widerstand und Zurückhaltung gestoßen. Ich habe bis jetzt nichts gesagt, aber ich habe mir meine Gedanken gemacht — und ich sage Ihnen, ich kann gefährlich werden.“

Heinz blieb mitten auf der Straße stehen und sagte kalt: „Hören Sie, Herr Martens, ich finde keine Bezeichnung für Ihr Benehmen. Als Sie zu mir kamen, habe ich gesehen, wie schwierig Ihre Lage war, und habe Ihrem Bestreben, das an Ihrem Bruder begangene Verbrechen aufzuklären, aufrichtige Theilnahme entgegengebracht. Ja, ich habe Ihnen meine Zeit geopfert und habe Sie zu diesem Rechtsanwalt begleitet, obwohl es mir sauer genug geworden ist. Anstatt mir dafür Dank zu sagen, kommen Sie mir nun mit Drohungen. Wen glauben Sie denn eigentlich vor sich zu haben?“

Sein energischer Ton ließ Martens nun doch wesentlich beschwerner werden. Kleinlaut erwiderte er: „Ich habe Ihnen nicht gedroht, Herr Hoffelder. Aber Sie müssen einsehen, wie schlecht ich daran bin. Was denken Sie denn von diesem Doktor Dombrowski, von dieser Gräfin?“

Heinz juckte die Achseln. „Mir fehlt sowohl die Lust wie die Geduld, mich mit derartigen Dingen abzugeben. Sie werden sich in Zukunft an einen anderen um Rath wenden müssen, Herr Martens.“

Martens machte eine heftige Bewegung. „Ja, ich werde gut thun, mich in Zukunft auf mich selbst zu verlassen“, rief er hervor. „Ich habe Vertrauen zu Ihnen gehabt, und selbst dieser Rechtsanwalt hat mir den Rath gegeben, mich an Ihren Beistand zu halten. Aber was soll mir Ihr Beistand nützen, wenn Sie ihn mir nicht voll und ganz gewähren — ganz, verstehen Sie? — Wenn ich Sie zum Beispiel um einige Auskünfte bitten würde über die Gräfin Waldendorff, die Sie ja kennen. Ist sie reich?“

„Meines Wissens, ja“, gab Heinz widerwillig zur Antwort. „Aber ich bitte Sie, mich mit weiteren Fragen zu verlohnen. Wenden Sie sich an eine Kunstfritze, wenn Sie etwas zu erfahren wünschen.“

Der Kleine zog den Kopf zwischen die Schultern. Sein Aussehen bekam etwas Heimlichkeitsvolles. „Sie stellen sich zu meinen Gegnern“, sagte er verbissen.

Heinz sah ihn verächtlich an und lächelte spöttlich. „Weder zu Ihnen, noch zu Ihren Gegnern, die zu kennen ich nicht die Ehre habe“, sagte er. „Ich habe für Sie gethan, was ich konnte, aber ich habe nicht Lust, mir Ihre Vermuthungen annehmen zu lassen. Ich habe mich nicht um Ihre Vermuthungen gekümmert, und ich werde mich nicht um Ihre Vermuthungen kümmern.“

„Guten Morgen!“ erwiderte Heinz kalt den Gruß des Polen. „Ich habe die Absicht, in den Club zu gehen und zu frühstücken. Begleiten Sie mich, Herr Doktor?“

Dombrowski schüttelte mit der Miene des Bedauerns den Kopf. „Ich habe eine dringende Verabredung“, sagte er. „Aber ich will Sie nicht aufhalten, Herr Hoffelder.“

„Guten Morgen!“ erwiderte Heinz kalt den Gruß des Polen. „Ich habe die Absicht, in den Club zu gehen und zu frühstücken. Begleiten Sie mich, Herr Doktor?“

Dombrowski schüttelte mit der Miene des Bedauerns den Kopf. „Ich habe eine dringende Verabredung“, sagte er. „Aber ich will Sie nicht aufhalten, Herr Hoffelder.“

„Guten Morgen!“ erwiderte Heinz kalt den Gruß des Polen. „Ich habe die Absicht, in den Club zu gehen und zu frühstücken. Begleiten Sie mich, Herr Doktor?“

Dombrowski schüttelte mit der Miene des Bedauerns den Kopf. „Ich habe eine dringende Verabredung“, sagte er. „Aber ich will Sie nicht aufhalten, Herr Hoffelder.“

„Guten Morgen!“ erwiderte Heinz kalt den Gruß des Polen. „Ich habe die Absicht, in den Club zu gehen und zu frühstücken. Begleiten Sie mich, Herr Doktor?“

Dombrowski schüttelte mit der Miene des Bedauerns den Kopf. „Ich habe eine dringende Verabredung“, sagte er. „Aber ich will Sie nicht aufhalten, Herr Hoffelder.“

„Guten Morgen!“ erwiderte Heinz kalt den Gruß des Polen. „Ich habe die Absicht, in den Club zu gehen und zu frühstücken. Begleiten Sie mich, Herr Doktor?“

Dombrowski schüttelte mit der Miene des Bedauerns den Kopf. „Ich habe eine dringende Verabredung“, sagte er. „Aber ich will Sie nicht aufhalten, Herr Hoffelder.“

„Guten Morgen!“ erwiderte Heinz kalt den Gruß des Polen. „Ich habe die Absicht, in den Club zu gehen und zu frühstücken. Begleiten Sie mich, Herr Doktor?“

Dombrowski schüttelte mit der Miene des Bedauerns den Kopf. „Ich habe eine dringende Verabredung“, sagte er. „Aber ich will Sie nicht aufhalten, Herr Hoffelder.“

„Guten Morgen!“ erwiderte Heinz kalt den Gruß des Polen. „Ich habe die Absicht, in den Club zu gehen und zu frühstücken. Begleiten Sie mich, Herr Doktor?“



Touristen (welche in einem Dorfwoirthehaus ein Klavier vorfinden): „Schredlich verstimmt, vielleicht ließen sich doch noch einige Töne retten, wenn wir eine Stimmgabel hätten.“ Sohn des Wirthes (kommt mit einer Mistgabel freudestrahlend angeannt): „Vielleicht geht's mit der Mistgabel auch?“

Ohne Martens zu beachten, verabschiedete er sich kurz und kühl von dem Polen und rief eine vorbeifahrende Droschke an, um sich nach dem Club fahren zu lassen.

Er fand den Tisch des Oberstleutnants unbesetzt, und der zu seiner Bedienung herbeigeeilte Diener sagte, seinen suchenden Blick richtig deutend: „Der Herr Oberstleutnant ist im Billardzimmer.“

Heinz dankte kurz und ging in das Billardzimmer hinüber, aus dem ihm der Klang von Stimmen und das Geräusch der aneinanderschlagenden Bälle entgegenstimmte. Anstorf sah an einem der Marmortische, den Gang des Spiels mit seinem gewohnten wohlwollenden Lächeln verfolgend, jeden guten Stoß durch Beifall belohnend, oder auch einen erfolglosen Stoß aufmunternd. Er begrüßte Heinz, der sich neben seinen Stuhl stellte, durch einen herzlichen Händedruck, ohne seine Aufmerksamkeit von dem Spiel zu wenden.

„Sie bleiben wieder Sieger, Hainberg“, sagte er gut gelaunt. „Ich würde kein Spiel mit Ihnen machen, wenn Sie mir nicht eine große Vorgabe geben.“

Hoffelder wartete, bis eine kurze Pause in dem Spiel eintrat. Dann neigte er sich zu dem Oberstleutnant herab und flüsterte ihm zu: „Ich hätte gern eine kurze Unterredung unter vier Augen mit Ihnen, Herr Oberstleutnant. Würden Sie wohl die Güte haben, irgendwo eine Flasche Wein mit mir zu trinken?“

Der Oberstleutnant wiegte zweifelnd den Kopf. „Wird kaum gehen, lieber Freund“, sagte er bedauernd. „Ich habe mich mit Herbert Klein zu einer Partie Schach verabredet — er wird jeden Augenblick kommen.“

„Es wäre mir aber außerordentlich angenehm“, beharrte Heinz. „Liebe es sich wirklich nicht irgendwie machen, Herr Oberstleutnant?“

Anstorf sah auf seine Uhr. „Ich muß jedenfalls hier auf Klein warten“, sagte er. „Aber ich werde sehen, daß ich in einer halben Stunde frei bin. Genügt Ihnen das?“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar“, erwiderte Heinz. „Darf ich Sie bei Freierwartung erwarten, Herr Oberstleutnant?“

„In einer halben Stunde — ja, lieber Freund. — Bravo, Hainberg, das ist eine Stellung! Darauf machen Sie wenigstens zwanzig Bälle.“

Heinz suchte das althergebrachte Restaurant in der Potsdamerstraße auf und setzte sich oben in der ersten Etage, wo sich um diese Zeit niemand befand, bei einer Flasche Rüdelsheimer nieder.

Die verabredete halbe Stunde war kaum um, als der Oberstleutnant erschien.

„Sie werden ungeschwer errathen, um was es sich handelt“, nahm Heinz ernst das Wort, nachdem der Kleinere eine zweite Flasche Wein und ein zweites Glas vor ihnen niedergelegt und sich zurückgezogen hatte. „Ich bedarf dringend Ihres Rathes, Herr Oberstleutnant. Was ich Ihnen heute mitzutheilen habe, wird Sie sehr überraschen. Vor allem — Dombrowski hat sich in die Angelegenheit eingemischt.“

Anstorf setzte das Glas, das er eben hatte zum Runde führen wollen, mit einer heftigen Bewegung auf den Tisch zurück. „Dombrowski!“ sagte er scharf. „Was geht es ihn an?“

Heinz neigte sich ein wenig über den Tisch vor und flüsterte: „Er sah mich in jener Nacht mit Ihrer Tochter am dem Hause gehen, Herr Oberstleutnant.“

Anstorf erblickte. Aber er bewahrte seine Haltung. Und was beabsichtigt ihn, diese Beobachtung in einen Zusammenhang mit der Martensaffäre zu bringen, sich daraufhin eingehender um die Angelegenheit zu kümmern, als es für ihn nothwendig wäre?“

Nichts, Herr Oberstleutnant, als meine eigenen Vermuthungen. Er hat mich aufgesucht und mir unumwunden erklärt, daß er nicht frei von einem Verdacht gegen Ihre Tochter und — gegen mich ist. Angeblich ist dieser Verdacht erst klar in ihm geworden, als er Ihre Tochter in der Gesellschaft der Gräfin Waldendorff sah.“

„Aber was kann Dombrowski daraus —“

„Das ist auch meine Meinung. Aber das kann nicht gleichgültig sein. Für uns kommt nur in Betracht, daß zwei Leute da sind, die an der Aufklärung des Verbrechens mit einem bestimmten oder unbestimmten Verdacht gegen mich und Ihre Tochter arbeiten: Dombrowski, der Vermuthung des Mörder, und Martens, dem es um das Geld seines Bruders und um die Papiere zu thun ist.“

Der Oberstleutnant neigte sich vor und sah Heinz scharf in die Augen. „Lieber Freund“, fragte er eindringlich und in tiefstem Ernst, „haben Sie selbst keinen Verdacht, wer der Mörder gewesen sein könnte?“

„Nein!“ erklärte Heinz bestimmt. (Fortsetzung folgt.)

„Was ist eine Korporation, Pa?“

„Wie man's nimmt.“ antwortete der Vater. „Wenn sie befreit werden soll, besteht sie aus armen Witwen und hilflosen Waisen, die einzig und allein auf die Reinerträge elischer großen Eisenbahngesellschaften angewiesen sind.“